

Matthias Klemm

Die Einbildung des Bewusstseins in der Gesellschaft der Gehirne – Vogds Programm einer »neuen Sozialanthropologie«

Rezension zu:

Werner Vogd (2010): *Gehirn und Gesellschaft*. Weilerswist: Velbrück. 424 Seiten. Gebunden. €39,90. ISBN: 978-3-938808-80-1.

I

Kennen Sie den schon: In einem Experiment wollen Forscher herausfinden, wie weit ein Frosch in Abhängigkeit der Anzahl seiner Gliedmaßen springen kann. Auf den Befehl der Forscher »Spring« hüpfert der Frosch in der Versuchsanordnung vier Meter weit. Die Forscher trennen ihm dann ein Bein ab und wiederholen den Befehl, der Frosch springt drei Meter. Nach Abtrennen des zweiten Beines springt der Frosch auf den Befehl hin zwei Meter, nach Abnahme des dritten Beines einen Meter. Nachdem die Forscher dem Frosch das letzte Bein amputiert und ihm den Befehl zum Springen gegeben haben, rührt sich der Frosch nicht mehr. Sie notieren in ihr Forschungstagebuch: Frosch ohne Beine ist taub.

Experimentell gewonnene Daten müssen beobachtet, interpretiert und beschrieben werden und soweit selbsttätige »Systeme« wie Organismus, Bewusstsein oder Kommunikation Objekt der Beobachtung sind, gehört auch deren Antwort auf die »Laborbedingungen« in die Interpretation und Beschreibung hinein. Das aber macht auch replizierbare Befunde grundsätzlich strittig – gerade dann, wenn die für die Beschreibung verwendete objektivierende Sprache das Gegenteil suggeriert. Plessner führte in den 1930er-Jahren am Beispiel des »Reflexes« eine überzeugende Kritik an der objektivierenden Beschreibungssprache des Behaviorismus Pawlowscher Prägung durch und forderte die KollegInnen dieser Forschungsrichtung auf,

»sich zu vergewissern, ob das, was man im Laboratorium unter extrem künstlichen Verhältnissen aus dem Organismus extrahiert, auch im Organismus unter normalen Lebensbedingungen vorhanden ist« (Plessner 2003, S. 32).

Im 21. Jahrhundert sind es nicht die Befunde der experimentellen Verhaltensforschung, sondern die der Hirnforschung, die kontroverse Debatten über ihre Bedeutung vor allem für die Frage der

»Willensfreiheit« hervorgerufen haben (dokumentiert unter anderem in: Geyer 2004). »Gehirn und Gesellschaft«, 2010 von Werner Vogd vorgelegt, schließt in besonderer Weise an diese Debatten und die Einflüsse der Laborbedingungen auf die Aussagen der HirnforscherInnen an. Das Besondere an seiner Position ist, dass Vogd den Befunden grundsätzlich zustimmt, aber eine soziologisch erweiterte Interpretation fordert und vorlegt. Vogd greift insbesondere die Libetschen Experimente auf, deren Folge die steile These war, dass das Gehirn und nicht das Bewusstsein entscheide, was getan werde. Dass das Hirn im Labor vor dem Bewusstsein schon »weiß«, dass gleich der Finger hochgeht, deutet Vogd als sozial vorgebahnte Erwartungserfüllung des Gehirns auf der Suche nach emotionaler Resonanz im Verhältnis zwischen ProbandIn und Untersuchungsleitung (363ff.). Um diesen Kern herum ist »Gehirn und Gesellschaft« aufgebaut. Vogd begreift ihn als Ausgangspunkt, von dem aus eine neue, »zugleich biologisch, philosophisch, phänomenologisch und linguistisch fundierte Sozialanthropologie« (188) entworfen werden könne.

Einen solchen Einstieg in einen inter- oder gar transdisziplinären Diskurs zu leisten, ist sicherlich kein leichtes Unterfangen. Vogd verspricht aber nicht nur eine neue Synthese der Wissenschaften. Die Resultate dieser Synthese sollen darüber hinaus zur Erneuerung gesellschaftlicher Selbstverständigung »auf der Höhe der Zeit« beitragen, sie sollen einen »Bedeutungszusammenhang« herstellen, »in dem der moderne Mensch sich wiedererkennen kann« (283). Um diesen Aufgaben gerecht zu werden, wird eine gehirnbasierte Gesellschaftstheorie vorgeschlagen, die den Dualismus zwischen Subjekt und Objekt und insbesondere den intentionalistischen Bias in der Soziologie überwinden helfen soll. *Nicht die Welt ist demnach Leistung des Bewusstseins, sondern das Bewusstsein Einbildung der Welt, verstanden als ein riesiges Netzwerk über körperliche und semantische Reizflächen aneinander gekoppelter Gehirne.*

»Gehirn und Gesellschaft« weckt also erhebliche Erwartungen und konfrontiert die Leserin oder den Leser mit einer Reihe von zunächst kontraintuitiven Thesen zur Bedeutung biologisch-neurowissenschaftlicher Einsichten für die Soziologie. An diesen Erwartungen muss sich Vogds »Gehirn und Gesellschaft« messen lassen. Zu-

nächst werden Aufbau und Gedankengang der fünf Studien, die in »Gehirn und Gesellschaft« zusammengestellt sind, vorgestellt (II), daran anknüpfend eine kritische Würdigung versucht (III) und im vierten Abschnitt mit einem Fazit geschlossen (IV).

II

Verschaffen wir uns zunächst einen Überblick über Vogds Argumentation und betrachten im Anschluss den Werksaufbau etwas detaillierter. Ausgehend von dem das zeitgenössische Menschenbild revolutionierenden Potenzial der Hirnforschung: der Infragestellung des entscheidungsmächtigen Subjekts, stellt Vogd in einer wissenssoziologischen Analyse fest, dass die *tatsächliche* Wirkkraft der Befunde der Hirnforschung bislang äußerst gering ausgefallen ist. Aus der ausbleibenden Resonanz der Gehirnforschungsergebnisse in den analysierten gesellschaftlichen Funktionssystemen folgert Vogd nun nicht, wie vielleicht erwartbar wäre, dass die Ausgangsannahme sich als nicht haltbar erwiesen hat. Vielmehr konstatiert Vogd, dass die gesellschaftlichen »Kontexturen« zu einer falschen oder zumindest verzerrten Einschätzung der Bedeutung der Hirnforschungsergebnisse kämen – mit der Ausnahme des populärwissenschaftlichen Diskurses in den Feuilletons sowie des Wissenschaftssystems, in dem Hirnforschung mit reichlich Mitteln ausgestattet wird. Diese Diagnose mündet in eine neue Aufgabendefinition für die Soziologie. 5: sie solle als Transmissionsriemen der Erkenntnisse der Hirnforschung in der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung auftreten. Da die Soziologie bereits die »Erzählung« der rationalen Moderne im Sinne Webers für die Gesellschaft erfunden habe, sei es nun an der Zeit, das Beschreibungspotenzial der Humanwissenschaften für die Gesellschaft neu aufzubereiten (338). Damit dies möglich wird, müssten allerdings zwei Vorbehalte ausgeräumt werden: Die Hirnforschung müsse lernen, soziologisch zu denken, und die Soziologie müsse sich von ihrer Intentionalitäts- und Subjektfixierung lösen. Als paradigmatisch für eine fehlgeleitete soziologische Theorie wird die »Sozialphänomenologie« Alfred Schützens vorgestellt, sowie die Soziologisierung der Hirnwissenschaften anhand von soziologischen Theorien vorgeführt, die eine primordiale Sozialität, vermittelt über Leib, Emotion und Gehirn in ihre Konzeption eingebaut haben oder einbauen könnten. Indem so die Ver-

ständigkeitsbarrieren abgebaut würden, könnten sich Soziologie, Biologie und Psychologie unter dem gemeinsamen Dach der Einheit der Humanwissenschaft treffen und eine Sprache entwickeln, die »der moderne Mensch« verstehe. Auf diesem Wege könne schließlich die Frage geklärt werden, »wie sich Wissenschaft in andere gesellschaftliche Diskurse in sinnhafter Weise einweben kann« (228). Vogd spricht sich für die Etablierung einer neuen »Anthropologie« des Zusammenhangs von Gehirn und Kultur (28) aus, die mithilfe metaphorischer, »dynamizistischer« und »polykontexturaler« Beschreibungen (385) sowohl die Autorität der Wissenschaft in der Gesellschaft stärken als auch Beiträge auf der Suche nach »produktiven Formen des gesellschaftlichen Miteinanders« (387) liefern könne.

In »Gehirn und Gesellschaft« werden so drei Stoßrichtungen miteinander verbunden: Die Etablierung einer disziplinübergreifenden neuen Fundierung der Humanwissenschaften, die Neujustierung und Selektion der einzeldisziplinären Theorien, insbesondere der soziologischen Theorien sowie (als Zukunftsaufgabe) die Produktion eines neuen Menschenbildes für den »Menschen auf der Höhe der Zeit«, also für die aktuelle Gesellschaft.

Entfaltet werden Argumentation und Programm in fünf Einzelstudien. In der *ersten*, umfangreichsten Studie unternimmt Vogd eine systemtheoretisch angeleitete, wissenssoziologische Untersuchung der »Interpenetrationskraft« der hirnwissenschaftlichen Befunde in die gesellschaftlichen Funktionssysteme des Rechts, der Medizin, der Erziehung, der Massenmedien, der Politik, der Wirtschaft, der Religion sowie der Wissenschaft (33ff.). Verändert sich das Recht durch die Hirnforschungsbefunde? Verkünden die kirchlich organisierten Religionen neue Bekenntnisse oder ein neues Menschenbild? Usw. Dabei zeigt sich, dass die Befunde um Willensfreiheit etc. in den Funktionssystemen größtenteils ignoriert werden. Vogd kann lediglich zwei Funktionsbereiche identifizieren, in denen die Hirnforschung Furore macht: die Massenmedien in Gestalt der Feuilletons sowie die Wissenschaft, in der massiv Forschung über Hirne ausgebaut wird. Allerdings diagnostiziert Vogd, dass diese relative Wirkungslosigkeit der Hirnforschung auf einen Mangel in ihrer Artikulationsfähigkeit zurückzuführen sei. Mit anderen Worten: Die Hirn-

wissenschaft hat etwas zu sagen, die Gesellschaft versteht es nur nicht. Man kann das zu einer harten These der gesellschaftlichen Ignoranz ihrer Selbstbeschreibungen verdichten, wobei Vogd, wie noch zu zeigen sein wird, die Bringschuld bei den Wissenschaften verankert. Hier deutet sich zudem an, dass Vogd dazu entschlossen ist, seinen Befund ausschließlich Komplexitätstheoretisch zu deuten: Die mangelnde Anschlussfähigkeit wissenschaftlichen und alltäglichen Wissens ist demnach allein ein Problem komplexer Wissensverteilung.

Die *zweite* Studie ist der Entwicklung von Verständigungssprachen gewidmet und den Faktoren, die diesen entgegen wirken. Zu diesen Faktoren zählt, wenig überraschend, die wissenschaftliche Ausdifferenzierung in Disziplinen, allen voran in die Disziplinen der Biologie, der Psychologie und der Soziologie. Ebenso zählt die grundlegende Trennlinie zwischen Kausalität (Dritte-Person-Perspektive) und Intentionalität (Erste-Person-Perspektive) zu den Faktoren, die bekanntermaßen die Verständigung zwischen den Disziplinen erschweren.

In der *dritten* Studie wird die Forschungs- und Erkenntnisexplosion und -zersplitterung in der Hirnforschung thematisch und damit das Komplexitätsthema wieder aufgegriffen. In den Hirnwissenschaften werden Fakten produziert, aber keine Theorien, die diese konzeptionell integrieren könnten (266). Damit liefert Vogd eine weitere Erklärung dafür, dass die NeurowissenschaftlerInnen zwar innerhalb der Wissenschaft in der Lage sind, forschungsförderlich aufzutreten, aber Schwierigkeiten haben, die »übrige« Gesellschaft zu erreichen. Innerhalb der Disziplin sei schon aufgrund der »Vertracktheit« der Problemlagen und der Ausdifferenzierung des Forschungsfeldes eine Integration nicht mehr leistbar und deshalb nur noch disziplinenübergreifend anstrebbare funktionale »Detailignoranz« (s. Renn 2006) wäre ein alternativer Ausdruck, um die Kompetenz (oder den Mut) zu beschreiben, die angesichts überbordender Komplexität nötig ist, um trotzdem den pragmatisch-widersprüchlichen Sprung in eine synthetisierende Sprache zu leisten und so den »gut informierten Bürger« zu erreichen. Man kann Vogds Schrift (283f.) aber noch weiter interpretieren, nämlich als Versuch, zu zeigen, dass die popularisierten Darstellungen hirnwissenschaftlicher Erkenntnisse und Deu-

tungsangebote seitens der HirnforscherInnen zunehmend auf einen gesellschaftlichen Bedarf nach »spiritueller Führung« reagieren und darin ihre unausgesprochene Funktion besteht und bestehen sollte.

Die *vierte* Studie enthält eine Zusammenschau biologisch-neurowissenschaftlicher und soziologischer Gefühlstheorien. Hier wird versucht, über einen gemeinsamen Referenzrahmen (der Bedeutung von Gefühlen) Sozialität biologisch und das biologische Faktum der Gefühle soziologisch so zusammenzubringen, dass eine mögliche Einheit der Wissenschaften sichtbar wird. Gefühl steht dabei gewissermaßen für die strukturelle Kopplung von Körpern und Gehirnen sowie für die primordiale Kopplung zwischen Gehirnen resp. »Gehirnträgern« – also für eine Art vorprädikativer und vor allem der Kontrolle des Bewusstseins entzogener Sozialität. Die Zusammenschau biologischer und soziologischer Theorien eignet sich nach Vogds Dafürhalten auch dazu, jene Sozialtheorien auszusortieren, die mit dem gemeinsamen Bestand an Befunden nicht umgehen können. Das betrifft im Wesentlichen die sinnverstehende Soziologie im Anschluss an Alfred Schütz (333). Durch die Zusammenschau oder Synthese neurowissenschaftlicher und soziologischer Befunde werden so Grundlagen für eine neue, gefühlbasierte Gesellschaftstheorie gelegt, die allerdings nicht weiter ausgeführt wird (338f.).

In der *fünften* und wichtigsten Studie verfolgt Vogd das Ziel, den wissenschaftlichen Blick in die Funktionsweise des Gehirns als Blick auf die von Anbeginn soziale Resonanzfähigkeit, ja, Programmierung eben dieser Funktionsweise auszuweisen. Wie einleitend angeführt, unterzieht Vogd hier naturwissenschaftliche Experimente und Befunde einer soziologisierten Lektüre und gleicht sie außerdem auf Verträglichkeiten mit soziologischen Paradigmen ab. Ihm gelingt es z.B., die »Libetschen Experimente«, auf die sich die Behauptung stützt, das Gehirn sei alleiniger Träger von Entscheidungen, an die soziale Praxis der Versuchsanordnung und damit an ein System resonanzbezogener, subintentionaler Erwartungshaltungen anzuschließen. Dadurch wird, so Vogd, verständlich, »dass der erlebte Willensakt mit dem erlebten Vollzug einer Praxis zusammenfällt, die schon längst durch das Experiment als sozial geprägter Erwartungshorizont gebahnt ist« (360).

Das Hirn hat dann in der Form des Körpers eine Resonanzfläche für physiologische Daten, einschließlich Emotionen, und eine Resonanzfläche für Kommunikation, für semantische Systeme. Die Hirnforschungsbefunde legen also nahe, von einer vorintentionalen und vorprädikativen, insbesondere körperlich-synästhetisch vermittelten, gleichwohl sozialen Ingangsetzung von Hirnprozessen auszugehen, deren Resultate die *Plastizität der Hirntätigkeit* und das Entstehen eines bewussten Selbstbildes gleichermaßen sind. Leben (vor allem: Emotionalität und primordiale Sozialität) einerseits und Gesellschaft (Zeichen und Bedeutungen, Kontexturen) andererseits laufen gewissermaßen prä-intentional unterhalb der Aufmerksamkeitsschwelle des Bewusstseins im Gehirn zusammen, erst aus ihrer Verbindung geht die Vorstellung des Bewusstseins hervor. Da das Bewusstsein damit die Funktion der integrierenden Zentralinstanz an das Gehirn abtreten muss, stellt sich die Frage, wie und wozu Bewusstsein überhaupt entsteht. Bewusstsein dient dann dem Umgang mit »sozialen Unbestimmtheiten« (386). In der Aufwertung des Gehirns und der Bestimmung des Bewusstseins als »soziales Organ« sind zwei Kritiken verschmolzen: zum einen die Kritik am kognitivistischen Bias in der sinn- und bedeutungsorientierten oder gar rational-choice-dominierten Sozialwissenschaft und zum anderen an dem gesellschaftsblinden Atomismus der auf das Einzelhirn fokussierten Naturwissenschaft. Für seine Argumentation greift Vogd auf bekannte Überlegungen Luhmanns zurück. Erstens ist Luhmanns Verständnis struktureller Kopplung von Leben, Bewusstsein und Kommunikation zu nennen, das gewissermaßen als kaskadenförmige Verknüpfung von Materialität, Bewegung, Sinnesorganen, den Gehirnprozessen, der Bewusstseinsleistungen sowie der sprachlichen Kommunikation angelegt ist (Luhmann 1998: 116) und das wiederum als Reformulierung der Kontrollhierarchie Parsonsscher Prägung verstanden werden kann (s. dazu Klemm 2010: 186ff.) Zweitens ging Luhmann davon aus, dass das Bewusstsein als evolutionärer »Betriebsunfall« zu werten ist, der dem lebenden Organismus ein für den Organismus verfügbares Außenbild schenkt (Luhmann 1997: 242 und andere Stellen).

Der »Epilog« als abschließender Teil des Buches fungiert vor allem als Appell an die Soziologie: Anstelle einer Kritik an den Naturwissenschaften

müsse die Soziologie eine neue Haltung zur interdisziplinären Zusammenarbeit entwickeln:

»Vielmehr ist eine Haltung, ein Wissen darüber gemeint, dass unter den derzeitigen epistemischen Verhältnissen der Wissensproduktion nur noch ›transpersonale‹ Arrangements zu intelligenten und produktiven Formen des gesellschaftlichen Miteinanders führen.« (387)

Dafür hätten auch weniger als 400 Seiten gereicht.

III

Vogds großes Verdienst ist es, ein Werk vorgelegt zu haben, in dem naturwissenschaftliche Forschungsbefunde nicht rüde aus einer sozialwissenschaftlichen Außenperspektive abgekanzelt, sondern ernst genommen werden. Das beinhaltet auch, die Beobachtungsposition der Soziologie in die Analyse miteinzubeziehen. Nur so ergibt sich die Chance, neuere neurowissenschaftliche Theorien und Befunde für die Entwicklung der Gesellschaftstheorie zu nutzen und den (zumindest angedachten) Dialog zwischen beiden in den Kontext gesellschaftlicher Erwartungen an Wissenschaft zu stellen. Gerade weil dieses Unterfangen sinnvoll und dringlich ist, bedarf die Umsetzung einer genaueren Prüfung. Ich konzentriere mich zunächst auf die im Text in Anspruch genommene gesellschaftliche Rahmung: Lässt sich plausibel begründen, dass »die Gesellschaft« der Autorität einer sich ästhetisch und quasi-religiös wendenden Wissenschaft bedarf, die ihr ein neues Menschenverständnis näherbringt? Zum zweiten ist zu fragen, wie dringlich die »De-Subjektivierung« der Sozialtheorie in Anbetracht der neurowissenschaftlichen Befunde ist und ob theoretische ›Folgekosten‹ auf dem von Vogd eingeschlagenen Weg zu erwarten sind.

Im Hinblick auf die Ausarbeitung der gesellschaftlichen Relevanz der im Buch vertretenen synthetisierenden Perspektive fällt zunächst auf, dass es in der Ermächtigungsfigur zur neuen Anthropologie gehörig knirscht. Sie ist vor allem im ›Komplexitätsargument‹ abgesichert. Vogd argumentiert einerseits, dass die systemisch-kommunikativen multiplen »Kontexturen« der Gesellschaft so weit auseinander klaffen, dass eine wechselseitige Irritation – etwa durch die Hirnforschung – kaum mehr möglich ist und zwar auch deswegen, weil die Subsysteme gleichsam semantisch auf ihrer Autonomie beharren. Das sind zwei unterschiedliche Erklärungen in einer, nämlich eine strukturelle und eine kulturelle.

Ohne die strukturelle Erklärung würde es keinen Sinn machen, von Polykontextualität zu sprechen, ohne die kulturelle nicht davon, dass ein Wandel der Haltung der Wissenschaft als einer Vermittlungsagentur aktueller Erkenntnisse neue »Tore« der Verständigung öffnen könnte. Vogd zieht nun zusätzlich die Unterscheidung zwischen System und Lebenswelt (386) und über das Buch verteilt: die zwischen Theorie (?) und Praxis hinzu. In der Praxis, also in der alltäglichen Lebenswelt, seien die »Hirnträger« den Umgang mit disparaten, mehr oder minder gleichzeitigen oder rasch wechselnden Perspektiven längst gewohnt, es fehle also lediglich an einer Theorieperspektive, die diesen Sachverhalt für den Wissenschaftsdialog fruchtbar macht. Diese ›Selbstermächtigung‹ von der Gesellschaft her delegitimiert nun aber jegliche ›Interpenetrationssperre‹ (z.B. zwischen Recht und Hirnforschung) als intentionalen Akt der Selbstverteidigung (oder, was nicht besser ist, als mangelndes Reflexionsvermögen) in der Kommunikation gesellschaftlicher Funktionsbereiche. Wenn aber systemische ›Widerstände‹, etwa in der Form ausdifferenzierter Wissenschaftszweige und öffentlicher Debatten, etwa um die Frage der Willensfreiheit, auch als Ausdruck einer legitimen »Konkurrenz auf dem Gebiete des Geistigen« (Max Scheler) verstanden werden können, verliert a) eine autoritäre Überwölbung dieser Auseinandersetzungen durch die soziologisch-biologisch-psychologische Superbeobachtung zumindest teilweise die Berechtigung und läuft b) frontal auf die Struktur differenzierter Gesellschaft auf. Vogd kann sich dieses Problems nur durch den Hinweis entziehen, dass das praktisch veranlagte Gehirn in seiner Komplexität die Grenzen der Komplexität der Gesellschaft setzt. Wenn das Gehirn »versteht«, dann können es auch die Kommunikationssysteme.

Der Preis des Kurzschlusses zwischen Gehirn und Gesellschaft ist die Verdrängung des »Akteurs« durch das »Gehirn« (264). Aber was ist gewonnen, wenn wir statt vom Akteur vom Gehirn sprechen? Immerhin wird so der Dialog mit den HirnforscherInnen eröffnet. Außerdem wird das Gehirn ja nicht für sich betrachtet, sondern aus seiner Immanenz durch die Reizmuster der sozialen Praxis befreit. Die »echte« Welt inter-neuronaler Hirnnetzwerke funktioniert – vermittelt durch körperliche und semantische »Reizflächen« – immer schon als soziale Praxis, während

die dadurch hervorgebrachten Bewusstseine als soziale Organe dem Organismus gewissermaßen eine nachgelagerte Identität verschaffen. Deshalb muss die Frage anders gestellt werden: Was kommt im Zuge des Durchgangs durch die Neurowissenschaften, soziologisch angereichert, an Einsichten hinzu? Diese Frage lässt sich durch einen Seitenblick auf die pragmatische Lebenswelttheorie Alfred Schützens klären, also jenen Ansatz, den Vogd durch den Rekurs auf neurowissenschaftliche Befunde (u.a. zu Spiegelneuronen) als widerlegt betrachtet. Vogd behauptet, in der Sozialphänomenologie würden intentionale Akte als »Ergreifen von äußeren Objekten durch ein inneres Subjekt« (351) verstanden und dies auch noch als durch sprachliche Typisierung vermittelt. Nun begründet Schütz aber die Sinngenese des Bewusstseins ebenso wie die Entstehung sozialer Wirklichkeit über genau die Dimensionen, die auch in Vogds Ansatz hervorgehoben werden: die leiblich-pragmatische Verankerung in der Lebenswelt und die symbolisch-appresentative Überformung des menschlichen Weltzugangs durch intersubjektiv geteilte Zeichensysteme und Deutungsmuster (z.B. in Schütz 2003). Dass die von Vogd aufgerufenen hirnwissenschaftlichen Befunde die »Sozialphänomenologie« widerlegen würden, kann insofern mit Fug und Recht bestritten werden.

Zwar kommt die Stärkung einer vorbewussten, emotionsbasierten Sozialität mittels der Leib-Gehirnkopplung aktuellen Entwicklungen in der soziologischen Theoriebildung entgegen. Im Verbund mit dem Verständnis des Bewusstseins als sozialem Organ des »Umgangs mit Unbestimmtheit« in den sozialen Resonanzverhältnissen zwischen Gehirnen geht jedoch gerade die »Subjektbezogenheit« als *Gemeinsamkeit* biologischer und phänomenologischer Erkenntnistheorien verloren (s. Srubar 2007: 268). Die Subjektbezogenheit ist Garant für die intentionale Eigenbeweglichkeit des Bewusstseins, *die dem Gehirn abgeht*. Findet die Kopplung von leiblichem Erleben (der Sorge) und der Kultur, wie bei Vogd, ›unterhalb‹ des Bewusstseins statt, bricht mit dessen Eigenbeweglichkeit auch ein zentrales Moment der Geschichtlichkeit der Gesellschaft weg. An die Stelle der Sinnevolution qua Kommunikation und Bewusstsein tritt die immer gegenwärtige emotionale Gemeinschaft der Gehirne. Die Theorie Luhmanns, auf die Vogd sich ja in weiten Tei-

len stützt, ist demgegenüber grundsätzlich zeitbasiert und hat den Vorzug einer autologischen Selbstabsicherung *im* historisch-gesellschaftlichen Wandel (s. Luhmann 1998: S. 1128ff.). Die Absicherung erfolgt dabei nicht über eine »Substraktionslogik« im Durchgriff auf letzte Gründe, sondern über ein »erfindungslogisches« Verständnis der kulturellen Variation von Erkenntnis (so auch Taylor 2009: S. 275ff.; Klemm 2010: S. 113ff.). Die Lüftung des »letzten Geheimnisses« der Verschränkung von Gehirn und Gesellschaft scheint dagegen eher in einen Raum zu verweisen, in dem sich alles prozessual mit allem verbindet, sich aber – Gehirne können nicht widersprechen – nichts mehr bewegt.

IV

In »Gehirn und Gesellschaft« leistet Vogd eine wichtige Erweiterung des sozialwissenschaftlichen Umgangs mit den Laborbefunden naturwissenschaftlicher Hirnforschung. Statt diese in Gänge zurückzuweisen, bietet er – wie von Plessner seiner Zeit gefordert – eine alternative soziologisch informierte Beschreibungs- und Interpretationssprache, auf deren Boden sich Biologie, Psychologie und Soziologie treffen können sollen. Auf diesem Boden soll auch eine Wiedereinbindung der dialogisch noch zu entwickelnden neuen »Sozialanthropologie« in den gesellschaftlichen Diskurs möglich sein. Ein so weit gespannter Bogen bleibt natürlich in einer Einzelpublikation notwendig fragmentarisch – auch wenn man sich an einigen Stellen eine deutlichere Ausformulierung von Argumenten und Positionen gewünscht hätte, ebenso wie die Wahl einer etwas zugänglicheren Verständigungssprache.

Man darf daher umso mehr gespannt auf die Weiterentwicklung dieses Ansatzes sein. Im inner- und im transdisziplinären Diskurs wird sich zeigen, ob er als jene Verständigungsbrücke fungieren kann, die er für sich beansprucht und ob sich der »moderne Mensch« in seinem Selbstbild irritieren lassen oder doch eher zu dem Schluss kommen wird, dass Frösche ohne Beine nicht taub werden, sondern einfach nicht mehr springen können.

Literatur

Geyer, Christian (Hg.) (2004): *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Klemm, Matthias (2010): *Das Handeln der Systeme. Soziologie jenseits des Schismas von Handlungs- und Systemtheorie*. Bielefeld: Transcript.

Luhmann, Niklas (1997): *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Plessner, Helmuth (2003): »Die physiologische Erklärung des Verhaltens. Eine Kritik an der Theorie Pawlows (1935)«. In: Ders.: *Conditio humana*. Gesammelte Schriften VIII. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7-32.

Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.

Schütz, Alfred (2003): »Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft«. In: *Theorie der Lebenswelt 2. Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*. Alfred Schütz Werkausgabe Band V.2. Herausgegeben von Hubert Knoblauch, Ronald Kurt und Hans-Georg Soeffner. Konstanz: UVK, S. 119-198.

Srubar, Ilja (2007): »Vom Milieu zur Autopoiesis. Zum Beitrag der Phänomenologie zur soziologischen Begriffsbildung«. In: Ders.: *Phänomenologische und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebenswelttheorie*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 247-275.

Taylor, Charles (2009): *Ein säkulares Zeitalter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Anschrift:

Dr. Matthias Klemm
Friedrich-Alexander-Universität
Erlangen-Nürnberg
Institut für Soziologie
Kochstraße 4
91054 Erlangen
Matthias.Klemm@soziol.phil.uni-erlangen.de